

Peter Riese

**SYMPHONIE DES
SCHWEIGENS**

THRILLER

© 2022 Peter Riese

Umschlaggestaltung: Peter Riese

Coverdesign: Peter Riese

Verlag: Buchschmiede von Dataform Media GmbH, Wien

www.buchschmiede.at

ISBN:

978-3-99129-749-9 (Hardcover)

978-3-99129-751-2 (Paperback)

978-3-99129-750-5 (E-Book)



Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Für Samira, Jolene und Marcel

„Entsteht ein dauernder Schaden, so sollst du geben Leben um Leben, Auge um Auge, Zahn um Zahn, Hand um Hand, Fuß um Fuß, Brandmal um Brandmal, Wunde um Wunde, Strieme um Strieme.“

(Exodus 21,23–25)

Inhaltsverzeichnis

SYMPHONIE DES SCHWEIGENS	11
2011 – Kapitel 1 - Zwölf Stunden bis zur Hinrichtung	11
2011 – Kapitel 2	17
1998 – Kapitel 3	24
PROZESS I AKTE JIM FREEMAN	33
1999 – Kapitel 4	33
2011 – Kapitel 5	44
2011 – Kapitel 6 - Neun Stunden bis zur Hinrichtung	47
1999 – Kapitel 7	49
1999 – Kapitel 8	52
1999 – Kapitel 9	68
2011 – Kapitel 10 - Acht Stunden bis zur Hinrichtung	98
1999 – Kapitel 11	104
2011 – Kapitel 12 - Sieben Stunden bis zur Hinrichtung	113
1999 – Kapitel 13	117
2011 – Kapitel 14 - Sechseinhalb Stunden bis zur Hinrichtung	120
PROZESS II AKTE BILL BLEYTON	123
1999 – Kapitel 15	123
1999 – Kapitel 16	127
1999 – Kapitel 17	133
1999 – Kapitel 18	141
1999 – Kapitel 19	148

2011 – Kapitel 20 - Sechs Stunden bis zur Hinrichtung	158
1999 – Kapitel 21	170
1999 – Kapitel 22	174
1999 – Kapitel 23	193
1999 – Kapitel 24	196
1999 – Kapitel 25	204
2011 – Kapitel 26 - Fünf Stunden bis zur Hinrichtung	206
2002 – Kapitel 27	210
2011 – Kapitel 28 - Viereinhalb Stunden bis zur	211
Hinrichtung.....	211
2009 – Kapitel 29	213
2000 – Kapitel 30	224
2011 – Kapitel 31 - Vier Stunden bis zur Hinrichtung.....	226
 <i>PROZESS III AKTE FRANK CLAY</i>.....	228
2000 – Kapitel 32	228
2000 – Kapitel 33	234
2000 – Kapitel 34	244
2000 – Kapitel 35	251
2011 – Kapitel 36 - Dreieinhalb Stunden bis zur	275
Hinrichtung.....	275
 <i>PROZESS IV AKTE RICHARD SMITH</i>.....	281
2000 – Kapitel 37	281
2000 – Kapitel 38	303
2011 – Kapitel 39 - Drei Stunden bis zur Hinrichtung	311

2000 – Kapitel 40	315
<i>PROZESS V AKTE FRANK MILLER.....</i>	322
2000 – Kapitel 41	322
2000 – Kapitel 42	327
2000 – Kapitel 43	332
2000 – Kapitel 44	335
2000 – Kapitel 45	339
2000 – Kapitel 46	345
2011 – Kapitel 47 - Zwei Stunden bis zur Hinrichtung	346
2000 – Kapitel 48	347
2000 – Kapitel 49	355
2000 – Kapitel 50	356
2000 – Kapitel 51	358
2001 – Kapitel 52	361
2001 – Kapitel 53	364
2001 – Kapitel 54	367
2001 – Kapitel 55	370
2001 – Kapitel 56	374
2001 – Kapitel 57	376
2005-2011 – Kapitel 58	378
<i>DER TODESTRAKT</i>	381
2005-2011 – Kapitel 59	381
2005-2011 – Kapitel 60	383
2011 – Kapitel 61	387

<i>EPILOG</i>	402
2011-2012 – Kapitel 62	402
Betrachtung des Wortes „Strafe“	406
Argumente für - und gegen die Todesstrafe	407
Hinderungsgründe, die Todesstrafe in den USA abzuschaffen	408
Brief an den Präsidenten der USA	409
Hinweis.....	410
<i>KONTAKT ZUM AUTOR</i>	411
<i>VORANKÜNDIGUNG</i>	412
<i>VOM AUTOR ERSCHIENEN</i>	413

SYMPHONIE DES SCHWEIGENS

2011 – Kapitel 1 - Zwölf Stunden bis zur Hinrichtung

In irgendeiner Zeitschrift hatte ich gelesen, dass menschliche Muskeln niemals älter als sechzehn Jahre sind. Sie erneuerten sich in diesem Zeitraum. Offensichtlich durch Zellteilung. Sie befanden sich demzufolge ständig in der Pubertät. Was bedeutete, dass achtzigjährige Menschen die gleichen Voraussetzungen besaßen, ihren Körper sportlich zu stählen, wie achtzehnjährige.

Bis zu meinem achtzigsten Geburtstag war es zwar weit hin, doch ich fühlte mich seit Längerem so, als hätte ich sie schon überschritten. Der Bericht über die pubertierenden Muskeln gab mir deshalb eine aufmunternde Zuversicht und ich prüfte von da an, hin und wieder, meinen nackten Körper. Vor dem mannshohen Spiegel balancierte ich auf den Zehenballen und suchte meine Beine nach Muskulatur ab. Leichte Schwellungen zeugten davon, dass die täglichen Spaziergänge etwas bewirkten.

Den Rest dieses Körpers versuchte ich zu ignorieren, doch aus den Augenwinkeln heraus nahm ich, durch die gleißende Helligkeit der Sakristei und der leichten Wölbung des antiken Spiegels, die kleinsten Unebenheiten auf der Haut wahr. Mein Blick hatte Schwierigkeiten, sich von den weißen, fast durchsichtigen Brusthaaren zu lösen. Die sterbenden Haare verdeutlichten boshhaft den Verfall des Körpers, wiesen auf die gelebten Jahrzehnte hin, und schenkten meiner alternden Nacktheit einen Hauch barocker Verderbtheit.

Wie gerne würde ich das Äußeres übersehen und die inneren Werte hervorheben, das Gute in mir. Wenn es nur existieren würde. In den Augen suchte ich, ob sich meine Seele wieder eingefunden hatte, fand aber nichts anderes als Leere.

Christis Augen verfolgten mich, wo immer ich in der Sakristei stand.

Überpräsent hing er am Kreuz und beobachtete mich, stumm und anklagend. Von mir wurde er ignoriert und ich verhielt mich so, als nähme ich seine Blicke nicht wahr.

Es war das Kreuz, an dem er für die Menschheit gestorben war und das die Christenheit von seiner Göttlichkeit überzeugte. Vor einigen Jahren hat mich ein Mörder auch an solch einem Kreuz gehängt. Seitdem hatte ich ein gestörtes Verhältnis zu diesem Symbol und das schloss Christus mit ein. Für einen Priester ein unmöglicher Zustand. In manch trunkenen Stunden war ich sogar überzeugt davon, dass Jesus niemals existiert hatte. Für meine Psyche wäre es angebracht, alle Kreuze aus der Kirche zu entfernen. Das aber war undenkbar. Für den Rest der abergläubischen Gemeinde stünde ich dann mit Satan auf einer Stufe.

Deshalb trank ich. Der Wein hielt mein Innerstes prächtig beisammen und den Frieden in der Kirchengemeinde aufrecht.

Langsam kleidete ich mich an und war erstaunt, wie mein Körper, mit jedem Kleidungsstück, an Figur gewann. Bis auf das Kollar im Priesterkragen war ich völlig in Schwarz gekleidet.

Von der Tür der Sakristei aus, übersah ich das gesamte Innere der imposanten Basilika. Durch die bleiverglosten Fenster strahlte buntes Sonnenlicht ins Kircheninnere. In dem Pfirsichstaat, wie Georgia genannt wurde, schien die Sonne immerwährend zu scheinen, selbst bei Regen. Die Wolken hatten hier offenbar weniger Dichte als anderswo. Der permanent aufwirbelnde Staub animierte die Partikel des einfallenden Lichts zu einem eigenartigen Tanz. Sie verharrten still im Raum und schienen, zeitlos, woanders wieder auf.

Bis zum Zeitpunkt meiner Übernahme war die Kirche der kulturelle und spirituelle Dreh- und Angelpunkt der Gemeinde. Bis auf den letzten Platz hatten sich die Gläubigen gedrängt. Das änderte sich im Laufe der Zeit. Mein Mangel an Begeisterung hielt die Besucher fern. Heute waren bei den Predigten nur wenige Plätze belegt.

Mein Blick schweifte von der Kanzel ab und verlor sich in dem Ambiente des gigantischen Bauwerks. Das flirrende Licht ließ die Kirche wie eine Gruft aus einem alten Film erscheinen. Der dunkelgebeizte Beichtstuhl stand an der Wand des Mittelschiffs, düster, ausladend und hoheitsvoll. Er symbolisierte den Himmel und ein wenig mehr die Hölle. Wohl dem, der

nicht sündigt, drohten die ins Holz geschnitzten Dämonen. Die kunstvoll eingearbeitete Rose mahnte an die verpflichtende Verschwiegenheit. „Was unter der Rose gesagt, das verpflichtet zur Geheimhaltung“. Und genau diese Geheimnispflicht raubte mir alle Lebensqualität.

Zu meinen Beichtstunden fanden sich immer nur einige wenige Beichtende ein. Lieber wäre mir, niemand käme. Dann würde ich den Beichttag abschaffen.

Zu allem Überfluss war ich davon überzeugt, dass die immer gleichen Sünder, einzig darauf aus waren, meine Schmerzgrenze zu prüfen. Eine Zeitlang rächte ich mich für diese vage Vermutung und zögerte die Freisprechung ein wenig heraus, gaukelte vor, dass ein Vergeben nicht möglich wäre.

Ihr anfängliches Entsetzen war Balsam für meinen geschundenen Geist. Aber, dieser Spaß nutzte im Laufe der Zeit ab, er verflüchtigte sich. Und die Beichtkinder warteten nachsichtig auf den Segen, egal, wie lange ich sie hinhielt.

Sobald ich in dem düsteren Holzkasten auf Beichtkinder wartete, deren einfallslose Sünden ich fürchtete, veränderten sich für mich die physikalischen Gesetze.

Die von den geschnitzten Dämonen geschützte Atmosphäre erzeugte eine Zeitdehnung. Eine Stunde im Beichtstuhl verlängerte sich um das Dreifache. Das träge Halbdunkel legte sich, wie zäher Leim, auf die Uhrzeiger, verklebte mir die Augenlider und das Gehirn. Christis Blut stand stets griffbereit, in einem unauffälligen Thermobehälter, neben meinem linken Bein. Das Gefäß besaß eine doppelte Wandung, um Kaffee oder Tee warmzuhalten. Und, er hielt kalten Wein kühl. Meist hatte ich, bevor mein erstes Beichtkind mich durchzustehen zwang, was kaum zu ertragen war, den Behälter schon zu einem Drittel geleert.

In Gedanken an die Rose und an die bedrückende Atmosphäre des Beichtstuhls, überfielen mich erneut die Bilder. Frankie in der Todeszelle, der beichtende Mörder und Ken, der Leibhaftige. Sie flüsterten mir zu, dass es nicht beendet sei. Es war jetzt fast zehn Jahre her.

In Erinnerung sah ich mich, in einem dieser verführerisch müden Momente, zwischen Einschlafen und Wachsein, in dem Beichtstuhl sitzen

und eine, tiefe, melodisch klingende Stimme unterbrach sanft die Stille: „Gelobt sei Jesus Christus, ich habe gesündigt.“

Kraftlos hob ich meine Hand, deutete ein Segnen an und antwortete: „In Ewigkeit Amen.“

Nach einer Sekunde der Besinnung fragte ich den neben mir Knienden, wann er das letzte Mal beichten war. Er hätte niemals zuvor gebeichtet, sagte er.

Seine Stimme kam mir bekannt vor.

Der Herr in seiner unendlichen Güte würde allen, die wahrhaftige Reue zeigten, vergeben, und er könne mir von seinen Sünden erzählen, murmelte ich routiniert.

Er beichtete mir die Anzahl der Menschen, die er umgebracht hatte, und erzählte von den Grausamkeiten, die er seine Opfer erleiden ließ. „Ach“, sagte er ergänzend, „ich bereue meine Sünden und bitte unseren Herrn Jesus Christus um Vergebung.“

Es dauerte eine geraume Weile, bis der Sinn seiner Worte sich mir entschlüsselte, bis mein Gehirn sie verstand. In dieser Zeit nickte ich immerzu und schaute dabei von links nach rechts und wieder nach links. Wie jemand der, arm an Geist, den rettenden Intellekt suchte. Neben mir kniete ein Serienmörder und beichtete seine Morde! An seiner Stimme hatte ich ihn erkannt. Ein schneller Seitenblick durch das Messinggitter, das den Beichtenden von dem Beichtvater trennte, bestätigte mir das.

Aus den Organen strömend fühlte ich, wie die Stresshormone meinen Körper überfluteten. Ein Serienmörder, der seine bitterbösen Freveltaten beichtete, und ich hatte ihn erkannt. Gott!

Die Erkenntnis, dass ich nicht mehr lange leben würde, erzeugte, statt Fluchtflexe, einen beklemmenden Panzer aus Angst, Panik und Starre. Gerne hätte ich geweint, um mein Leben gebettelt oder mich totgestellt. Aber ich war erstarrt.

Die Angst verhinderte jeden klaren Gedanken. Krampfhaft versuchte ich, aus Wortfetzen, vollständige Sätze zu bilden.

„Gott wird dir nicht verzeihen, mein Sohn. Alle, die in seine Schöpfung eingreifen, werden das bitter bereuen.“ Was für einen Unsinn ich da redete. Wen interessierte in diesem Moment, ob der Herr verzieh? Und wieso nannte ich ihn „mein Sohn“?

„Selbstverständlich ist es mir gestattet, in Gottes Schöpfung einzugreifen, Vater. Ich habe getötet! Und nichts ist weiter geschehen. Weder erschlug mich ein Blitz vom Himmel, noch erhielt ich ein Mal auf der Stirn.“ Eine Stunde zuvor hätte ich steif und fest behauptet, dass mir der Tod völlig egal sei. Es war unglaublich, wie schnell ich meine Meinung änderte. Neben mir kniete der Mörder, nach dem schon so lange gesucht wurde, nur durch ein dünnes Gitter von mir getrennt. Gerne wäre ich zur anderen Seite des Beichtstuhls gerutscht. Ich empfand mich hilflos und klein und befürchtete, dass das Messinggitter uns nicht mehr trennte. Möglich, dass mir Tränen die Wangen hinunterliefen, aber ich visualisierte das schreckliche Bild, dass mir die nasse Zunge dieses Ungeheuers über das Gesicht glitt, sich in das Ohr bohrte und, schlängengleich, schmatzend, mein Gehirn umschlang.

Überflüssigerweise dachte ich an Frankie, der für die Verbrechen des neben mir knienden Monsters in der Todeszelle saß. Durch die Beichte des Mörders wäre er rehabilitiert und würde sofort aus dem Gefängnis entlassen werden.

Aber, nichts von dem hier war für den zum Tode Verurteilten Frank Miller verwertbar. Da ich vor ihm das Jenseits erreichen würde, spielte ich das Spiel nicht mehr mit.

Die Bestie hatte natürlich gemerkt, dass ich sie erkannt hatte. Sie hat ja nicht mal versucht, ihre Identität zu verbergen. Jetzt spielte sie mit mir. Wie die Katze mit einer gefangenen Maus, bevor sie sie langsam tötete. „Existiert Gott?“, schrie es überlaut in mir. „Werde ich im Jenseits weiterleben? Gibt es eine Ewigkeit?“

Der Beichtstuhl vibrierte, denn ich zitterte, wie Espenlaub bei heftigem Wind. Außerdem fühlte sich der Sitz des roten Samtsessels unangenehm feucht an, ebenso wie meine Beine. Ein feiner Ammoniakgeruch breitete sich aus.

Ich hatte mir in die Hose gepinkelt.

„Beruhige dich, Vater. Ich bin nicht wegen Vergebung hier, da scheißen wir doch drauf. Höre mir nur genau zu. Sobald du unser kleines Beichtgeheimnis verrätst, werde ich alles abstreiten. Beweise existieren nicht, wie du weißt! Jede Äußerung von dir würde als ein hysterischer, verzweifelter Versuch, Frank Miller zu retten, abgetan. Deinen Busenfreund Ken Miller werde ich dann aber langsam töten und ihm dabei

erzählen, wem er sein qualvolles Sterben zu verdanken hat. Und im Anschluss Vater, stirbst du. Stück für Stück werde ich dich ausweiden und dir unerträgliche Schmerzen bereiten.“

Von meiner zerbissenen Unterlippe tropfte Blut auf die uringetränkte Hose. Nichts sagen, befahl mir eine innere Stimme. Seine Worte deuteten die Möglichkeit des Weiterlebens an.

Nach einer Weile, mit blutender Lippe und zusammengekniffenen Augen, fiel mir die Stille auf. War der Teufel gegangen? Vorsichtig blinzelte ich in dem Halbdunkel und traute erst dann der Ruhe.

Langsam drehte ich den Kopf zu dem Trengitter und sah der Bestie genau in die gemeine Fratze.

Denke an das Beichtgeheimnis, Priester, sonst bist du tot!“

Ich schrie hysterisch auf und er wiederholte, lauter werdend: „Tot, tot, tot, tot!“

Dann erhob sich der Dämon und verließ die Kirche, ohne zu verbrennen. Was hatte der Mörder von mir gewollt und was hatte er mit der Beichte bezweckt? Das war die Frage aller Fragen, die mich von da an nicht mehr losließ und alltäglich marterte. So unerbittlich, dass ich manches Mal um den Verlust meines Verstandes fürchtete.

Seit der Begegnung mit dem Mörder war mir ein unbefangener Umgang mit Beichtenden nicht mehr möglich. Meine Blase hatte sich so konditioniert, dass sie bei jedem „Herr vergib mir, ich habe gesündigt“, einen unerträglichen Druck ausühte.

2011 – Kapitel 2

Das bittere Wehklagen der Frau holte mich aus meinen Gedanken heraus. Der Stuhl, auf dem ich saß, mit seiner blanken, rutschenden Holzfläche, belastete meine Geduld, wie eine blutlechzende Mücke, die man im Halbschlaf sirren hörte, beim Lichteinschalten aber nicht fand. Der Stoff meiner Hose war zu glatt für diesen Stuhl. Genervt setzte ich mich auf die Handrücken. Diese Sitzweise verschaffte mir nur für wenige Minuten Linderung. Nach kurzer Zeit schließen die Hände ein. Die drückende Hitze in dieser heruntergekommenen Kanzlei war unerträglich. Die dünnen Wände schafften es wohl nicht, die Außentemperatur abzuhalten. Eine Klimaanlage existierte nicht. Mir lief der Schweiß am Steiß hinunter und löste einen unangenehmen Juckreiz aus. Jesus! All das an einem Tag, der traurig angefangen hatte und der in tiefer Trauer enden würde. Heute war der Tag, an dem Frankie hingerichtet wurde. Ich begleitete seine Eltern und seinen Bruder auf diesen schweren Weg. Frankie hatte auf meinen Beistand verzichtet. Seinen Eltern und Ken Miller, der Bruder und Rechtsanwalt von Frankie, war meine Anwesenheit völlig egal. Trotzdem gehörte ich dazu. Es schien paradox, aber wäre ich heute nicht hier, würde man mich vermissen, auf eine seltsame Weise.

Frankies Eltern waren vor zwei Tagen aus Deutschland angereist und fassten es immer noch nicht, dass ihr jüngster Sohn, heute von Henkern der Vereinigten Staaten von Amerika, getötet wurde.

Gestern Abend habe ich mit ihnen zusammengesessen. Ken hatte sie nicht begleitet. Zuerst vermutete ich, dass ihr Besuch der Kirche galt, um zu beten. Sofort hatte ich angeboten, eine kleine Messe zu halten. Sie hatten mit einem bitteren Lächeln abgewunken. Der Herr, in seiner grenzenlosen Weisheit und Güte, drang zu den beiden nicht mehr durch. Ihn hatten sie in den letzten zehn Jahren um Hilfe gebeten, seitdem der Hinrichtungstermin feststand, angefleht. Gott hat sie verlassen, sagten sie. Zu mir sind sie gekommen, um über Frankie zu sprechen. Im Laufe meiner seelsorgerischen Tätigkeit im Gefängnis hatte ich häufig Kontakt mit ihm. Seine Eltern lechzten nach allen Worten und Sätzen, die ihr Kleiner jemals ausgesprochen hatte, so belanglos sie auch waren, es hatte für sie einen spirituellen Wert. Bis spät in die Nacht hinein erzählte ich ihnen von

Frankie. Da er niemals gebeichtet hatte, war es mir erlaubt, unsere Gespräche weiterzugeben. Den beiden flossen die Tränen in endlosen Strömen. Weil es Balsam für ihre Seelen war, erfand ich weitere, nie geführte Unterhaltungen, Diskussionen und belanglose Anekdoten. Gott wird mir verzeihen.

Sie lebten lange Zeit in einem fast unwirklichen Vertrauen, dass sich das Schreckliche zu einem großen Irrtum wandeln würde. Ihr älterer Sohn, Ken, war bis zur Festlegung des endgültigen Hinrichtungstermins ihr fest verankerter Zukunftsglaube.

Der Hoffnungsträger seiner Eltern, der Rechtsanwalt seines Bruders, hatte aber in allen Punkten versagt.

Den Juckkreis ignorierend, schaute ich mich in dem Raum der Kanzlei um. Wer strich sein Büro dermaßen lieblos und fleckig, dass selbst die fröhlichste Farbe Bedrückungen auslöste?, fragte ich mich. Was stimmte mit den Leuten nicht, die sich in solch einer Umgebung Rechtsbeistand erhofften? Mit Mühe beugte ich den Oberkörper vor und befreite meine eingeschlafenen Hände vom Druck der Oberschenkel. Gefühllos kramte ich in den Hosentaschen nach den Papiertüchern und tupfte mir das Gesicht. Trocken wurde es nicht. Die nassen Papierreste klatschte ich auf den anderen Abfall, der den Papierkorb schon überquellen ließ. Von dem Müll, der direkt neben meinem Stuhl stand, stieg ein unangenehmer Geruch auf. Das mir das jetzt erst auffiel. Mit dem Fuß schubste ich den Abfall so weit weg wie möglich. Und langsam rutschte ich auf dem Sitz wieder nach vorne.

Ken, dem selbsternannten Mozart der Rechtsprechung, waren die Worte ausgegangen. Er saß seinen Eltern gegenüber, hinter dem schützenden Schreibtisch. Das Möbelstück war aber gar nicht nötig, um eine Barriere zwischen ihnen aufzubauen. Frankie, den er vor zehn Jahren erfolglos verteidigte, würde heute hingerichtet werden. Es gab keine Möglichkeit mehr, das zu verhindern. Alle Instanzen waren durchlaufen und ausgeschöpft. Jede hatte das Todesurteil bestätigt.

Vor zehn Jahren standen uns, für Verteidigung und Instanzwege, unendlich Zeit zur Verfügung. Das war damals unsere Meinung. Die letzten Jahre aber verpufften in einer Geschwindigkeit, wie ein einziger Augenblick.

Und nun saß Ken vor seinen Eltern und nichts war mehr zu sagen, was nicht längst schon gesagt wurde. Er wischte sich den Schweiß vom Gesicht und trocknete die feucht gewordenen Hände an seiner fleckigen Hose. Seine Schuldgefühle schwängerten die sauerstoffarme Luft und begleiteten die unangenehm riechenden Düfte von Hautausdünstungen, einer latent im Raum stehenden Alkoholfahne und dem kalt aufsteigenden Nikotingeruch aus dem übervollen Aschenbecher. Mein Blick wanderte von Ken zum Abfallkorb und wieder zu ihm.

Seine Verantwortlichkeit lag nicht nur im Versagen bei der Verteidigung - ins Rollen gebracht hatte er das Drama schon weit vorher. Er war der einzige Verursacher dieser tragischen Geschichte. Ohne seine üblichen Machenschaften wäre Frankie heute ein exzellenter verdienender Manager bei einem amerikanischen Pharmakonzern und würde von einer Todeszelle nur das wissen, was in Romanen geschrieben stand.

Vier von Kens Mandanten sind ermordet worden und das hohe Gericht in Atlanta hatte Frankie dafür zum Tode verurteilt. Ausschlaggebend für das Urteil waren unwiderlegbare Beweise. Und sogar jedes kleine Indiz zeigte mit anklagendem Finger auf Frank Miller. Heute Nacht würde das Urteil vollstreckt werden.

Das Leid der Eltern presste meinen Brustkorb zusammen und raubte mir, wie bei einer Herzattacke, die Luft. Die Todesstrafe richtete nicht nur den Verurteilten, sie schnitt, wie eine gnadenlose Sense, auch durch die Seelen der Angehörigen. Eine Hinrichtung verändert die Psyche der Beteiligten, selbst die von denen, die nur Gerechtigkeit erwarteten. Bei dem Versuch, die Tötung eines Menschen zu verarbeiten und von dem Erlebten zu genesen, versagt die Fähigkeit zur Resilienz.

Nach der Inhaftierung ihres Sohns sind die Millers mehrfach im Jahr in die Vereinigten Staaten geflogen und haben Frankie, soweit es ihnen möglich war, beigestanden. Vor zwei Tagen sind sie wieder angereist. Renate Miller war Deutsche. Mit ihrer zarten Gestalt sah sie, neben der stattlichen, fast bulligen Erscheinung ihres Mannes, aus wie ein Floh und wurde deshalb von ihm liebevoll Flea genannt.

John Miller war amerikanischer Staatsbürger und, in der Zeit seines Soldatenlebens, in Heidelberg stationiert. Nach Johns Pensionierung war das Ehepaar in Deutschland geblieben.

Ken war ihr Erstgeborener und Frankie erblickte zehn Jahre später das Licht der Welt.

„Wie retten wir unseren Kleinen, Ken? Deinen Bruder? Du bist sein Anwalt! Hilf mir! Sag, was wir tun sollen! Ich gib mein Leben, sofort.“ Ihre rotgeweinten Augen glänzten der Tränenflut wegen und bettelten um ein Wort, das sie von der unerträglichen Qual erlöste. Ich war gespannt, ob Ken antwortete, und beobachtete ihn genau. Ein Pfropfen schien ihm die Kehle zu verengen. Er massierte nervös seinen schweißnassen Hals. Ich schaute zur Seite, denn der Anblick hatte etwas Obszönes und war nur schwer zu ertragen.

„Nichts rettet Frankie mehr, Mutter. Wir haben alles ausgeschöpft“, stotterte er und rieb zwanghaft weiter seinen Hals. Der verächtlich verzogene Mund seines Vaters verdeutlichte, was er von dem Gestammel hielt.

„Komm jetzt, Ken“, sagte der Alte mit rauer Stimme, „wir verabschieden uns von deinem Bruder!“

Ken zuckte zusammen, wie unter einem Schlag, und zog schützend die Schultern nach oben. John Miller blieb regungslos an der Tür stehen und wartete darauf, dass Ken zumindest der heiligen Pflicht nachkam, seinem Bruder beim Sterben beizustehen. Nur langsam und mit äußerster Willenskraft schüttelte sein Erstgeborener den Kopf.

„Es geht nicht, Vater, ich habe nicht die Kraft dafür.“ Kurz schluchzte auf und senkte dann den Blick auf die mit Kaffee- und Alkoholflecken übersäte Schreibtischplatte. Er lieferte einen erbärmlichen Anblick und wand sich wie ein Wurm. Am liebsten hätte ich mich dafür bei ihm bedankt. Auf solch ein Bild hatte ich schon lange gewartet. Gern würde ich ihn jetzt weiter demütigen, an den Haaren fassen und sein feistes Gesicht auf einen Spiegel drücken. Es in seinen eigenen Rotz tauchen. Dieser unbändige Drang erschreckte mich und ich versuchte, mich wieder auf christliche Attribute zu besinnen. Verzeihen, Güte ... Ekel.

John Miller starrte seinen Erstgeborenen an. Wenn ich seinen Gesichtsausdruck korrekt deutete, dann fragte er sich, warum sein Jüngster hingerichtet wurde und nicht der verkommene Haufen, der sich hinter der schützenden Schreibtischplatte verschanzte.

„Ken, komm jetzt bitte ...“